

Rezension

Autor(en): **Hitz, Florian / Collenberg, Adrian / Bardill, Elisabeth**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur**

Band (Jahr): - **(1996)**

Heft 1

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Nutzungsbedingungen

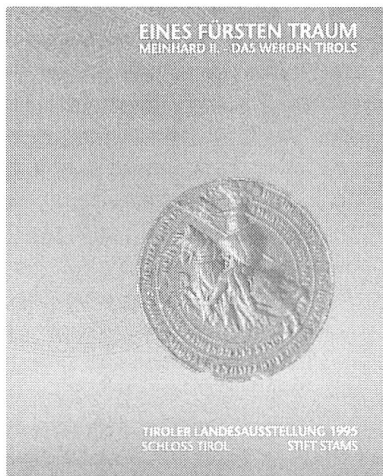
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Eines Fürsten Traum

Meinhard II. – Das Werden Tirols
Tiroler Landesausstellung 1995
Schloss Tirol, Stift Sams

608 Seiten, 64 Farbabbildungen,
30 Farbkarten und
ca. 500 Schwarzweiss-Abbildungen,
Broschur

Ausgaben in Deutsch und Italienisch

Verkaufspreis im Buchhandel
nicht bekannt.

1995 veranstalteten Tirol und Südtirol – das österreichische Bundesland und die italienische Provinz – erstmals gemeinsam die «Tiroler Landesausstellung». Deren Thema war «das Werden Tirols» unter Graf Meinhard II. Der Graf starb Ende Oktober 1295, die Ausstellung schloss ihre Pforten Ende Oktober 1995.

«Eines Fürsten Traum» ist die Schau überschrieben. Ein klangvoller Titel, regelrecht poetisch. Ungerührt bleiben da wohl nur ganz nüchterne Naturen – und solche, die sich nicht um die Visionen der Herrscher kümmern, weil sie nicht mehr daran glauben, dass Geschichte von grossen Männern gemacht wird. Andererseits: Wenn es um landesfürstliche Territorienbildung geht, wie in Tirol vor 700 Jahren, sind Person und Persönlichkeit eines Landesfürsten doch nicht ganz belanglos.

Die Region «an der Etsch und im Gebirge» war für die Kaiser des Hochmittelalters, die sich politisch in Italien engagierten, wegen der Brennerroute interessant. Sie übertrugen die oberste Gewalt in diesen Gebieten als Reichslehen den Bischöfen von Brixen und Trient. Diese delegierten die weltliche Herrschaft an hochadlige Vögte. Unter denen setzten sich bis ins frühe 13. Jahrhundert die Grafen von Tirol durch. Das glückhafte Adelsgeschlecht nannte sich nach seiner Stammburg bei Meran (Schloss Tirol). Der Name wurde erst unter Meinhard II. zur geographischen Bezeichnung – nämlich bezogen auf die Territorialherrschaft, die er aus den Vogteilehen aufbaute. Natürlich verletzte er dadurch die Rechte seiner Lehensherren, der beiden Bischöfe.

Die tirolische Landesbildung liess auch das angrenzende Chur-rätien nicht unberührt. So rief Meinhard II. den Bischof von Chur zum Zeugen dafür auf, dass die Grafen von Tirol nie den Herzogtümern

Bayern oder Schwaben angehört hätten. Der Bischof bestätigte das bereitwillig, wenn auch nicht ganz wahrheitsgemäss. Seine Aussage stützte die Eigenständigkeit der noch kaum legitimierten Herrschaft Tirol gegenüber dem alten Herzogtum Bayern. Sie wertete zugleich Meinhardts reichsrechtlichen Status auf und verbesserte damit seine Chancen, Reichsfürst zu werden. Dieses Ziel erreichte der Tiroler 1286, als ihm der König das Herzogtum Kärnten verlieh (und ihn dadurch zum Herzog erhob).

Den Ausbau und die Konsolidierung seiner Herrschaft betrieb Meinhard auf mehreren Ebenen. Er ging mit Gewalt gegen andere hochadlige Geschlechter vor, kaufte ihre Güter auf, zwang sie in Lehenabhängigkeit. Er liess das Tiroler Landrecht aufzeichnen, etablierte mit einem neuen Rechtskreis und wies so den bayerischen Hoheitsanspruch zurück. Er vereinheitlichte die grund- und gerichtsherrschaftlichen Strukturen durch ein flächendeckendes Netz von Ämtern und Gerichten. Er baute eine landesfürstliche Beamtschaft auf, hauptsächlich aus Eigenleuten oder Geistlichen, deren Loyalität ihm sicher war. Er gründete und privilegierte Städte. So hatte er bis zu seinem Tod tatsächlich eine neue territoriale Einheit, ein neues Land geschaffen.

Die wichtigste Voraussetzung für seinen politischen Erfolg bestand in seinen finanziellen Ressourcen. Der Fürst war ein gewiefter Ökonom. Er modernisierte die Salzgewinnung in Hall und erhöhte den Absatz. Er beseitigte oder übernahm die Zollstätten der Bischöfe, richtete neue Stationen ein und vereinheitlichte die Tarife. Er liess in Meran Silbermünzen prägen, die wegen ihres konstant hohen Feingehalts weitherum akzeptiert waren. Er konzessionierte Pfandleihhäuser, die – mit dem Kreditmonopol versehen – bis zu 87 Prozent Zins nahmen. Er unterhielt intensive Geschäftsverbindungen nach Florenz und hatte dort ein Bankkonto. Trotz dieser neuzeitlich wirkenden Praktiken bestanden die landesfürstlichen Einkünfte auch in meinhardinischer Zeit fast zur Hälfte aus grundherrschaftlichen Erträgen. Infolgedessen kaufte Meinhard liegende Güter an, soviel er nur konnte.

In reichspolitischen Belangen gehörte der Tiroler zur staufischen Partei. Nach dem Tod des letzten Staufer-Königs heiratete er dessen Witwe. In der staufischen Gefolgschaft befreundete er sich auch mit Rudolf von Habsburg, dem zukünftigen König. Mit dessen Sohn Albrecht verheiratete er eine seiner Töchter. Albrecht wurde dann seinerseits König, fiel aber nach einigen Regierungsjahren einem Mordanschlag zum Opfer. Seine Witwe, die Tirolerin, gründete am Tatort das Kloster Königsfelden (Aargau). Sie hatte dem Albrecht nicht weniger als 21 Kinder gebären müssen; dafür wurde sie in der habsburgischen Genealogie zur «Stammutter» aller folgenden Generationen.

Dagegen starb Meinhardts eigene Familie schon mit der nächsten Generation im Mannesstamm aus. Um die Herrschaft in Tirol konkur-

rierten in der Folge die drei mächtigsten Dynastien des Reichs, die auch sonst miteinander im Wettbewerb standen (vor allem um die deutsche Königskrone): die Luxemburger (Könige von Böhmen), die Wittelsbacher (Herzöge von Bayern) und die Habsburger (Herzöge von Österreich und Steiermark). Je ein Luxemburger und Wittelsbacher war mit Meinhards Enkelin Margarethe verheiratet – ohne dass zwischen den beiden Eheschliessungen eine formelle Scheidung erfolgt wäre: Das ruinierte den Ruf der Frau. Schliesslich (1363) entschied sich die verrufene Margarethe, die Herrschaft ihren nächsten Verwandten zu übergeben, den Habsburgern.

Das alles und noch mehr will die Ausstellung zeigen. Sie verteilt sich auf die beiden Hälften, in die Alt-Tirol vor einem dreiviertel Jahrhundert getrennt worden ist. Südlich des Brenners findet sie natürlich auf Schloss Tirol statt. Hier liess Meinhard seinerzeit die Burgkapelle und den Palas aufstocken. Zudem ist das Schloss mittlerweile Sitz des Südtiroler Landesmuseums, das diesen Ausstellungsteil realisiert hat.

Nördlicher Schauplatz ist das Zisterzienserkloster Stams, 40 km von Innsbruck flussaufwärts. Die Landeshauptstadt selber wäre für die Veranstaltung kaum in Frage gekommen, da sie erst in habsburgischer Zeit zum Residenzort wurde. Stift Stams dagegen wurde von Meinhard 1273 als Hauskloster und Grabstätte für seine Familie gegründet. Er war damals wegen seines Konflikts mit dem Bischof von Trient mit dem Kirchenbann belegt; eben deswegen wollte er sich als frommer Stifter profilieren. Umso besser, wenn er damit zugleich ein dynastisches Denkmal schaffen konnte. Und schliesslich war die Tiroler Herrschaft im oberen Inntal noch ausbaufähig: Das erklärt den Standort der Gründung.

Die Stamser Zisterze etablierte sich in der Folge als geistliches Zentrum in Tirol, immer gut gestellt mit dem Landesfürsten, weniger gut mit den Bischöfen von Brixen und Trient. Im 17. und 18. Jahrhundert wurde die ganze Klosteranlage gründlich barockisiert. Somit hat sich in Stams, anders als auf Schloss Tirol, nur wenig Bausubstanz aus meinhardinischer Zeit erhalten. «Verborgene Romanik – eine Spurensuche» lautet dazu die didaktische Devise des Landesmuseums Ferdinandeum (Innsbruck), das für diesen Ausstellungsteil verantwortlich ist.

Die beiden Teile der Ausstellung haben verschiedene thematische Schwerpunkte. Auf Schloss Tirol stehen Politik, Verwaltung und ritterlich-höfische Kultur im Vordergrund. In Stams geht es zunächst um die Stifts- und Ordensgeschichte, dann überhaupt um religiöses Leben und geistliche Bildung. Sieht man von der Präsentation ab und achtet allein auf die Ausstellungsstücke, so wird schon bald klar, dass die Herrschaft Meinhards II. nicht eigentlich den Hauptinhalt der Ausstellung bildet, sondern eher deren Anknüpfungspunkt. Was insgesamt gezeigt wird, ist ein Querschnitt durch die adlige und kirchliche Sachkultur des hoch- und spätmittelalterlichen Tirol (und benachbarter Gebiete).

Hinsichtlich Anzahl und Materialwert der vorhandenen Gegenstände kann der Adel nicht mit dem Klerus mithalten. Mehr oder weniger fragmentarisch erhaltene Rüstungsteile und Waffen (für Krieg, Turnier und Jagd) stehen da gegenüber weitgehend intakten Skulpturen (Kruzifixe und Heiligenfiguren), etwas Schmuck und Spielzeug gegenüber liturgischen Geräten, wenige Handschriften (Epen, u. a. das Nibelungenlied) gegenüber vielen Handschriften (Bibeltexten, Kommentaren, Predigten usw.) Was auf der weltlichen Seite erscheint, ist aber immer noch eine Elitekultur; demgegenüber ist die Sachkultur des Alltags fast nur durch archäologische Grabungen zu erschliessen.

Für ritterliche Ideale hatte Meinhard persönlich wenig Verständnis; das war nicht des Fürsten Traum. In seinem Fall wären vielmehr des Fürsten Herrschaftstechniken zu thematisieren. Aber lassen sich diese überhaupt an einer Ausstellung anschaulich machen? Teilweise schon; denn Meinhards Herrschaft war in der Praxis vor allem Verwaltung, und die produzierte umfangreiches Schriftgut. Vor allem die Rechnungsführung der Zentralbehörde (Kanzlei und Kammer) war in meinhardinischer Zeit schon vollständig verschriftlicht. Mit dem Jahr 1288 setzt die Serie der Rechnungsbücher ein – ausnehmend früh im europäischen Vergleich. Im gleichen Jahr wurde auch ein landesfürstliches Gesamturbar (umfassendes Güterverzeichnis) angelegt.

Vor Augen führen lässt sich auch Meinhards Münzpolitik. Seine Adlergroschen und Kreuzer wurden nämlich gerne gehortet und kommen somit in Schatzfunden öfters wieder zum Vorschein, vor allem im östlichen Oberitalien und bis nach Slowenien – entsprechend dem Einflussbereich der Tiroler Grafen. Was die in Tirol niedergelassenen florentinischen Pfandleiher betrifft, so präsentieren die Ausstellungsmacher kaltblütig das Skelett eines Geldmannes, der im 14. Jahrhundert zu Bozen begraben wurde.

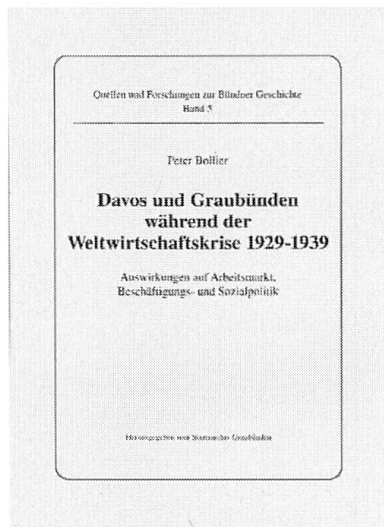
Natürlich gibt es zur Ausstellung einen Katalog, der – wie bei solchen Anlässen üblich – recht wuchtig ausgefallen ist. Darin finden sich neben einem Aufsatz des Veranstalters, Josef Riedmann (Universität Innsbruck), der den historischen Hintergrund erhellt, jeweils knappe Einleitungen zu den verschiedenen Abschnitten der Ausstellung. Von den über 700 beschriebenen Exponaten ist etwa die Hälfte auch abgebildet. Ausserdem werden die an der Ausstellung als Schautafeln gezeigten Karten reproduziert.

Bei einem guten Teil der Ausstellungsstücke handelt es sich um Leihgaben, die teilweise von weither beschafft worden sind, sogar aus Schottland oder Ungarn – nicht aber aus Graubünden. Ganze drei Exponate sind immerhin auf bündnerischem Kantonsgebiet entstanden: die bischöflich-churische Urkunde von 1282 (Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Wien), ein Gedicht über das Blutwunder von Müstair, um 1300 (Österreichische Nationalbibliothek, Wien), und eine Armbrust aus

dem Schloss Rhäzüns (Schweizerisches Landesmuseum, Zürich). Sollte man hier auch noch den bekannten Kupferstich von Chur aus Merians «Topographia» (Frankfurt 1642) erwähnen?

Es wäre schon zu verantworten, wenn Churrätien an der Ausstellung noch etwas stärker vertreten wäre – schliesslich gehörten das Unterengadin und das Münstertal seinerzeit zur Grafschaft Tirol. Bei Gelegenheit – eben 1282 – bestätigte das sogar der Bischof von Chur, und an der Ausstellung geht es immerhin aus den Karten hervor.

Florian Hitz



Peter Bollier

Davos und Graubünden während der Weltwirtschaftskrise 1929–1939

Auswirkungen auf Arbeitsmarkt, Beschäftigungs- und Sozialpolitik, ca. 260 Seiten mit statistischem Zahlenmaterial, Quellentexten und Photographien, Quellen und Forschungen zur Bündner Geschichte Band 5, Herausgegeben vom Staatsarchiv Graubünden, Kommissionsverlag Bündner Monatsblatt/Desertina 1995. Fr. 45.–.

Mit *Weltwirtschaftskrise* assoziiert man unweigerlich aufsehenerregende Börsencrashes, schlangestehende Massen von Arbeitslosen, soziale Unruhen oder gar politische Unrast. Dass diese Assoziationen für Graubünden im allgemeinen und für Davos im besonderen nur bedingt zutreffen, wird dem Leser dieses Buches auf den ersten Seiten klar bzw. klar gemacht. Dennoch beeinflusste die Krise des international verflochtenen Wirtschaftssystems während der Schwellenjahre 1929–39 auch Graubünden auf vielfältige Art und Weise. Die kantonalen und gemeindlichen Institutionen wurden dadurch vor neue und neuartige Anforderungen gestellt. Ob sie diesen Aufgaben gewachsen waren bzw. wie sie gemeistert wurden, lässt sich nun anhand des Werkes von Peter Bollier präzise mitverfolgen und nachvollziehen.

Überhaupt lassen «Beschäftigungspolitik», «Arbeitsmarkt» oder die anderen Fragenkomplexe, die Bollier in seinem Werk aufgreift, aufhorchen. Sie gehören zumindest seit den 90er Jahren zu unserem Allgemeinwortschatz – und für einen immer grösseren und breiteren Personenkreis sind sie zur Realität geworden. Mit welchen Mitteln man vor kaum einmal zwei Generationen versuchte, ökonomische Krisen zu bewältigen, oder wie man überhaupt damit umging, kann also durchaus mit aktuellem Bezug auf die gegenwärtige Wirtschaftssituation gelesen werden und sollte so dem Werk Bolliers zu einer grösseren Leserschaft verhelfen.

Davos, Graubünden und die Weltwirtschaftskrise?

Die strukturelle Lage Graubündens mit seiner extremen regionalen Differenzierung blieb während der Zwischenkriegsjahre gekennzeichnet durch das Vorherrschen des ersten Sektors. Im krisengebeutel-

ten zweiten Sektor fanden sich nur in und um Chur einige hundert betroffene Industriearbeiter. Im Dienstleistungssektor spürten besonders die bekannten Ferien- und Kurorte Davos, Arosa sowie jene im Oberrhein die Wellen der Rezession.

Die Wirtschaftskrise erfasste Graubünden 1931, ein Jahr später als die übrige Schweiz also. Durch das rapide Sinken der Holzverkaufspreise, den frappanten Rückgang der Übernachtungen oder den abnehmenden Trend bei der Errichtung von Neubauwohnungen waren davon insbesondere die Waldwirtschaft, der Fremdenverkehr und das Baugewerbe heftig betroffen.

Ausgedrückt in absoluten und prozentualen Höchstwerten zeigt indessen der rein quantitative Befund, in welchem relativ unspektakulären Ausmass die Krise ihre bündnerischen Kreise zog: So zählte man im Januar 1936 in der gesamten Schweiz 124 008 Stellensuchende, was 8,6% der Arbeitenden betraf. Im März 1937 lautete die entsprechende Zahl für Graubünden 2451 (6,7%), und in Davos erreichte man im Februar 1936 mit 196 (4,6%) den Maximalwert. Daraus ist ebenfalls ersichtlich, wie die Arbeitslosigkeit saisonalen Schwankungen unterlag und selbstverständlich in den Wintermonaten ihren Höchststand erreichte.

Arbeitslosigkeit als Folge der Krise

Allgemein zeichnete sich in Graubünden während der Jahre 1929–39 ein Rückgang der Arbeitsstellen um 5,3% ab. Allein auf die Kategorie der «Unselbständigerwerbenden» beschränkt, belief sich dieser Prozentsatz aber bereits auf 16%. Diese Unselbständigerwerbenden, worin etwa selbstständige Kleinbauern mit Zwischenverdienstmöglichkeiten nicht enthalten waren, figurieren pauschal in den zugänglichen Arbeitslosenstatistiken. Dies kann für die bündnerischen Verhältnisse ein leicht verzerrtes respektive verharmlosendes Abbild der jeweiligen Situation ergeben.

Auf Bezirksebene liess sich sinnigerweise in Oberlandquart (mit Davos) und Maloja ein signifikanter Rückgang der Unselbständigerwerbenden feststellen. Diese Tourismusregionen waren sehr stark von der Krise betroffen, wie überhaupt das gesamte Gastgewerbe im Jahre 1939 auf lediglich 70% des Beschäftigungsgrades von anno 1929 gesunken war.

Dass viele Arbeitsplätze nur dank Lohneinbussen zu halten waren – ein brisantes Thema der Gegenwart –, verdeutlicht Bollier anhand der «Notopfer» des kantonalen Personals und der Angestellten der Rhätischen Bahn, die ganz einfach in unbezahlte (Zwangs-)Ferien geschickt wurden. Dabei dürfte nicht immer alles so problem- und harmlos abgelaufen sein. Dass sich seitens der Arbeitnehmer doch einiger Widerstand regte, lässt sich anhand einer Postkarte im Anhang (Titel: «Lohnabbau nie») leider nur erahnen.

Strategien zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit

Noch bis nach 1945 herrschte weitgehend ein System privater, gewerkschaftlicher Arbeitslosenkassen vor. Diese Kassen wurden zwar von Bund und Kantonen grosszügig subventioniert, angesichts der wachsenden Anforderungen genügte jedoch dieses Finanzierungsmodell in keinerlei Hinsicht mehr. Man versuchte mehr oder minder erfolgreich, auch die Gemeinden zur Mitfinanzierung einzuspannen. Da aber viele Arbeitnehmer überhaupt nicht versichert waren, drängten sich gesamtschweizerische Unterstützungsaktionen auf. Indes diese Massnahmen zu sehr auf die Verhältnisse in den mittelländischen Industriekantonen zielten, entbrannte ein reger Kommunikationsaustausch zwischen Graubünden und dem BIGA, dank dem immerhin Chur und Davos in den Genuss der sog. Krisenhilfe gelangten. Diese sollte den Zeitpunkt der Aussteuerung aufschieben und dadurch dem Absturz in die Armenfürsorge vorbeugen. Die kantonale Winteraktion richtete sich ganz gezielt an ältere Arbeitslose. Sie manifestierte sich weniger in Bargeldzahlungen als vielmehr in Naturalbezügen von Lebensmitteln oder Kleidern, was zu einigen Polemiken Anstoss gab. Welchen hohen bürokratischen Hindernissen diese beiden Möglichkeiten jedoch ausgesetzt waren, lässt sich detailliert anhand eines von Bollier editierten Berichtes der Davoser Fürsorgekommission nachlesen und -rechnen.

Die von sozialdemokratischer Seite vehement geäusserten Forderungen nach Arbeitsbeschaffung realisierten sich teilweise in eidgenössischen und kantonalen Programmen (z.B. Ausbau der Julierstrasse, regionale Ausbesserungs- oder Forstarbeiten). Auf kommunaler Ebene verwirklichte beispielsweise Davos den Bau eines neuen Eisbahngebäudes oder rekrutierte vielfach Arbeitslose zu Schneeräumungszwecken. Hingegen blieben Umschulungen oder Weiterbildungsmassnahmen auf einem sehr bescheidenen Anwendungsniveau stehen, was gleichermaßen für die gesamte Schweiz gilt.

Indirekt hoffte man die Arbeitslosigkeit durch eine restriktive Ausländerpolitik zu bremsen. Diesbezügliche eidgenössische Empfehlungen für Saisoniers stiessen aber im Grenzkanton Graubünden auf einigen Widerstand. Landwirtschaftliche, temporäre Hilfskräfte (Heuer und Hirten) oder billige Hotellerieangestellte (Kellner, Köche, Wäscherinnen u.a.m.) liessen sich kaum binnenschweizerisch vermitteln, wofür ein tiefes Lohnniveau in Graubünden mitentscheidend war. Immerhin gelang es den Davoser Behörden, durch eine gezielte Steuerung der Aufenthalts- und Niederlassungsbewilligungen die sommerliche Arbeitslosigkeit bis in die Mitte der 30er Jahre fernzuhalten. Lokal wie auch kantonal gilt weiter anzumerken, dass die Rezession – wider Erwarten – nicht auf Kosten der Frauen bewältigt wurde.

Arbeitslosigkeit – eine reine Gemeindeangelegenheit?

Die Bundesmassnahmen zielten an den spezifischen Verhältnissen in Graubünden vorbei. Die kantonalen Richtlinien scheiterten vorab am Widerstand der agrarischen Gemeinden. Jede Gemeinde war damit sowohl als Trägerin der Armenfürsorge wie auch als zuständige Behörde für Arbeitsbeschaffung auf sich und ihren bescheidenen Gemeindehaushalt allein gestellt. Zwar entbrannte ein richtiggehender Kampf um Bundessubventionen und kantonale Zuschüsse, in Anbetracht der zu heterogenen Situation waren jedoch auf kommunaler Ebene meist nur unkoordinierte Fürsorgeaktionen von Erfolg gekrönt. Immerhin zeichneten sich in Davos einige fortschrittlichere Lösungsstrategien ab, die laut Bollier nur dank eines überparteilichen Vorgehens zustande kamen. Ansonsten funktionierte die Interaktion zwischen Bund, Kanton und den Gemeinden mehr schlecht als recht. Noch bis nach dem Zweiten Weltkrieg war keine einheitliche sozialpolitische Strategie erkennbar.

Letztendlich bewirkte die Weltwirtschaftskrise in Graubünden beim hinterletzten Vertreter jeder noch so kleinen Agrargemeinde einen einschneidenden Mentalitätswandel. Der offensichtliche und konkret spürbare Zusammenhang zwischen Erwerbslosigkeit und Vergrößerung der Armut musste wahrgenommen werden und konnte nicht mehr als marginales oder gar rein 'jenisches' Problem weggewischt werden.

Plädoyer für eine unquantitative Fortsetzung

Peter BOLLIERs Werk ist eine quantitative Fleissleistung. Der Autor hat es verstanden, umfangreiches statistisches Datenmaterial zu sammeln, in ausgezeichneten Graphiken zu veranschaulichen und zu interpretieren. Keineswegs verliert er dabei den kritischen Überblick auf seine gewonnenen Resultate, sondern relativiert sorgfältig die gefundenen Ergebnisse. Was diesem Werk allerdings fehlt, ist die Sichtweise «von unten», wie der Autor selber betont. Seine Quellen basieren grösstenteils auf Gesetzen, Verordnungen, Rats- und Sitzungsprotokollen, Jahresberichten und -rechnungen, Steuerlisten und anderen statistischen Zahlenreihen. Die direkt Betroffenen aber kommen darin nicht zu Worte. Wir wissen weiterhin zu wenig über den dreimal wöchentlichen Weg zum Arbeitsamt für 60% des vormaligen Lohns während einer Bezugsdauer von 90–120 Tagen bei einem Taggeld von durchschnittlich Fr. 4.70. Deshalb stimme ich ausdrücklich mit Bollier überein, dass sich unter gekehrter Perspektive mit den Mitteln der *oral history* fortsetzende Studien zum 'Krisenalltag' geradezu aufdrängen.

Neben den hier aufgearbeiteten verwaltungstechnischen und finanzpolitischen Hindernissen für eine einheitliche Krisenstrategie bliebe ein konkreter Einbezug des politischen Klimas der Zwischen-

kriegsjahre in Graubünden weiterhin wünschenswert. Zwischen den gewerkschaftlichen und sozialdemokratischen Forderungen einerseits und den exekutiven Massnahmen und Ausführungen andererseits klafft allzu oft eine zu grosse Diskrepanz, welche sich nicht immer durch fehlende Interaktion erklären lässt.

Abschliessend hat sich zumindest beim Rezensenten gezeigt, dass Graubünden und mit ihm Davos wenn auch nicht spektakulär erschüttert, so doch permanent erzitternd von der Weltwirtschaftskrise erfasst wurden und sich neuen sozialen und wirtschaftlichen Wandelerscheinungen anpassen mussten.

Adrian Collenberg

Rezension



zwei links – zwei rechts
1895–1995
100 Jahre Bündner Frauenschule
100 Jahre Frauenbildung
 135 Seiten, Fr. 27.–
 im Buchhandel erhältlich

Die Jubiläumsfeierlichkeiten sind abgeklungen, doch nicht ausgeklungen. Die Bündner Frauenschule präsentierte sich in vielfältiger Form in Stadt und Landschaft Graubündens. Sie konnte auch von Fernstehenden als eine Bildungsstätte wahrgenommen werden, auf die man stolz sein kann. Sie hat eine bewegte, intensive Geschichte hinter sich. Die Gegenwart fordert weiterhin eine deutliche Standortbestimmung in der sich wandelnden schweizerischen Schulpolitik.

Als ich im Sommer 1995 zum ersten Mal die Schulanlage betrat, war ich erstaunt und berührt von der kühnen, zeitgemässen Eleganz der Bauten und ihrer Ausstattung. Entwicklung, Dynamik und Selbstbewusstheit kennzeichnen die heutige Atmosphäre.

Über die Schulgeschichte ist eine Jubiläumsschrift in Buchform erschienen. Sie enthält den interessanten Werdegang, Aufbau und die vielen Verfeinerungen im Berufsbildungsangebot für Frauen. Zugleich ist das Buch ein ausgezeichnet zusammengefasster Querschnitt gelebter Kultur- und Gesellschaftsgeschichte Graubündens. Das Buch ist reich illustriert, mit Bildlegenden in den drei Kantonssprachen. Die klaren, informativen Texte lassen einem keine Ruhe bis zum Schluss der Lektüre, da eigene Erinnerungen und Zusammenhänge aufblitzen oder gar noch bekannte Gesichter und Leitgedanken aus vergangenen Jahren vorkommen. Es enthält auch einige Kapitelzusammenfassungen auf italienisch und romanisch. Neben der Vielfalt von sechs verschiedenen Ausbildungen gehört die Dreisprachigkeit zur Spezialität der heutigen Frauenschule.

Wir vernehmen etwas über die unentwegten, tapferen Kämpferinnen und Pionierinnen, die sich dafür eingesetzt haben, dass Frauenarbeit zur Berufsarbeit wird. Man musste sich bewähren und überleben. Es gab immer wieder Stürme, die aber die Wurzeln stärkten und es kam Wind in neue Räume. Die Teilzeitarbeit von Lehrkräften ist ein Schritt in Richtung Gleichstellung. Der Erarbeitung des Sprachenmodells ist ein langer Prozess der Sensibilisierung und Bewusstseinsbildung im Lehrkörper und bei der Schulleitung vorausgegangen. Es dient dem Anliegen einer interkulturellen Erziehung im dreisprachigen Kanton. An der Bündner Frauenschule wird die Projektunterrichtsmethode gepflegt und gelebt. Eine zielstrebige Zukunftsorientierung ist deutlich spürbar. Im Anhang des Buches stösst man auf ein zeitgemässes Organigramm nebst Literaturhinweisen der Frauenbildung. Zum Beispiel findet sich aus dem Jahr 1898 ein Auszug des «bündnerischen Monatsblattes». Es handelt sich um einen Artikel über die Förderung hygienischer Volksbildung im Kanton.

Die Geschichte der ältesten, alten und neuen Räumlichkeiten ist dokumentiert. Der Architekt der jetzigen Gebäude, Robert Obrist, hat mit Frauen für Frauen gebaut: «Drei Hauptziele haben wir uns gesetzt. Einen urbanen Ort zu schaffen, eine Schule zu bauen, die nicht Korsett, sondern Rahmen ist, sowie die Integration der Arbeit von Künstlerinnen.» Als «Innere Architektin» wird Verena Fankhauser, die gegenwärtige Vorsteherin der Frauenschule, bezeichnet. Ihre prägnanten Grundgedanken über die Schulführung sind in einem Interview festgehalten. Dass in der Bündner Frauenschule auch Männer aus- und eingehen, als Schüler oder als Lehrer, ist schon längst eine Selbstverständlichkeit.

Autorin des Buches ist Erica Schmid, freie Journalistin und Sprachlehrerin an der Bündner Frauenschule.

Die Projektleitung hatte Heidi Derungs-Brücker, Lehrerin und Leiterin des romanischen Kindergärtnerinnenseminars. Für die Gestaltung der Festschrift zeichnet Anne-Käthi Keller, Herausgeber ist der Druckschriftenverlag Graubünden.

Elisabeth Bardill